

Die Zeitungs Welt

Nr. 43

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Die Husterhütte.

Erzählung aus dem Erzgebirge von H. Ger.

(Fortsetzung.)

Wer ihn so sah, wie er mit energischen Bewegungen und leuchtenden Augen in seiner Hütte auf- und abschrift, der hätte den Gottlieb von früher gar nicht mehr wiedererkannt. Der stille Grübler mit dem nach innen gefehrten Blick, er war zum Soldaten im großen Weltbefreiungskampfe erwacht, der sehnsüchtigen Auges hinauschaute nach der großen Armee, die sich draußen unter dem wehenden Banner der Sozialdemokratie sammelte. Vor Albert stehen bleibend, fragte er: „Und Du hast diese Schriften, von denen Du vorhin gesprochen hast, Albert?“

„Freilich, und ich lese immer wieder darin, mit viel größerer Inbrunst, als ich in den Kinderjahren in der Bibel gelesen habe. Denn es sind wirkliche Offenbarungen, wirkliche Evangelien, an denen man sich nie genug erbauen kann.“

„Die mußt Du mir hinausbringen, Albert, und jetzt in langen Abenden Wort für Wort, Zeile für Zeile vorlesen. Und einige andere Zuhörer finden wir auch noch. Nicht unter den Alten, aber unter der Jugend. Da dämmert es doch in einigen Köpfen. Wir nehmen die Klügsten von den Freigeistern, dann bringen wir schon ein

halbes Duzend zusammen. Denen mußt Du dann noch alles im einzelnen auseinandersetzen.“ — „Das ist eine prächtige Idee, wir bilden eine

Waldgemeinde“, rief Albert. — „Wie schade, daß der Gottlieb keine Zeit hat“, mischte sich jetzt die Minna in das Gespräch. „Wie würde

der sich freuen, wenn er mit zuhören könnte. Aber ich habe Zeit; ich komme mit heraus. Ich habe ein gutes Gedächtnis und werde dem Gottlieb alles wiedererzählen, was ich hier höre. Dabei kann ich ja selbst auch noch etwas lernen. Denn in den Städten sind die Frauen und Mädchen gewiß auch viel klüger als wir armen Geschöpfe hier in unserem Gebirgsdorfe; nicht wahr, Albert?“

„O, da ist überall noch viel aufzuklären. Sind doch die Frauen durch Jahrhunderte unterdrückt und in der Ausbildung gegen die Männer zurückgesetzt und vernachlässigt worden. Aber Feuer gefangen haben die Frauen trotzdem auch schon. Sie besuchen Versammlungen und es ist öfter schon vorgekommen, daß in Lohnkämpfen, wenn die Männer anfangen zu verzagen, sie von den Frauen zu weiterem Aushalten angepörrt wurden“, antwortete Albert.

„Da wird sich der Herr Albert unter den klugen Mädchen in Chemnitz gewiß auch eine Herzallerliebste angeschafft haben, und uns eines Tages



Rast. Nach einer Naturaufnahme von Jean Selberth.

damit überraschen, daß er sie als Braut mitbringt", sagte mit schelmischem Lächeln die Minna.

"Natürlich! Alles bereits in Ordnung. Wie uns Fräulein Minna eines Tages als königlich sächsische Frau Ober-Grenzwächter überraschen wird."

"Auch bereits alles abgemacht und in Ordnung, Herr Albert!"

"Da wird es also eine Doppelhochzeit geben," sagte lachend der Gottlieb. "Na, ich gratuliere schon vorher. Zu den Vorlesungen bist Du uns natürlich willkommen, Kind. Im übrigen aber wollen wir zufrieden sein, wenn wir in die Köpfe einiger Männer etwas Licht hineinbringen. Es wird das schon schwer genug halten."

Sich wieder zu den jungen Leuten setzend, fuhr der Gottlieb fort: "Ganz so dumpf und stumpf wie jetzt war es um das geistige Leben in Erlengrund früher doch nicht bestellt. Ich erinnere mich noch recht gut an die Gespräche, die ich als kleiner Knirps oft im Sättelwinkel mit angehört habe. Da wurde viel verständiger diskuriert als heute. So haben die Alten oft erzählt, daß die Hartmanns gar nichts zum Auffinden der Erzgänge beigetragen haben; daß es lediglich das Werk und Verdienst unserer Vorfahren war, denen die Hartmanns ihren ganzen Reichtum verdanken. Aber der Druck hat in den langen Zeitaläufen von Generation zu Generation immer mehr zugenommen. Die Jugend wußte es nicht besser, die bekam die Zustände so überliefert, und jedes Geschlecht nahm noch etwas neue Abhängigkeit in Kauf. So ist unten, wie Du vorhin ganz richtig bemerkt hast, Albert, eine Unterwürfigkeit entstanden, die fast nichts mehr mit Menschentum gemein hat, während oben das Herrrentum schon längst keine Grenzen mehr kennt. Nur wenn man sich das alles vor Augen hält, wird es begreiflich, wie die Erlengrunder zu ihrer eigenen Zeitrechnung gekommen sind."

"Eine eigene Zeitrechnung! Haben wir denn nicht denselben Kalender, der in der ganzen Welt gilt?" fragte die Minna mit.

"Den schon", erwiderte lachend der Gottlieb. "Aber die Ereignisse und großen Begebenheiten, die draußen die Welt bewegten und aufwühlten, haben Erlengrund nie berührt. Wenn man hier von der Vergangenheit sprach, dann wurde die Zeit immer in Abschnitte eingeteilt, in denen der Hammerwerkbesitzer böse gewesen war mit dem Förster, und in Abschnitten, in denen die beiden in Frieden gelebt hatten."

"Aber warum denn das, Dinkel?" fragte die Minna neugierig weiter.

"Aus einem sehr einfachen Grunde, Kind. Wenn Förster und Hammerwerkbesitzer in Unfrieden lebten, dann konnte jemand, der bei den Hartmanns ganz in Ungnade gefallen war, immer noch hoffen, in einem Waldarbeiterhause ein Unterkommen zu finden und vom Förster etwas Arbeit zu erhalten; während umgekehrt für einen Waldarbeiter, der es mit dem Förster verdorben hatte, die Möglichkeit bestand, auf dem Hammerwerk ein Unterschlupf zu erlangen. Um sich gegenseitig einen Schabernack zu spielen, nahm immer der eine den Arbeiter an, den der andere brotlos gemacht hatte. Lebten die beiden einzigen Arbeitgeber, der Werkbesitzer und der Förster, aber in dieser Freundschaft, dann senkte sich der Himmel ganz schwarz über Erlengrund herunter, dann mußte alles, aber auch alles ertragen werden."

"Danach wäre also gegenwärtig für Erlengrund wieder einmal eine glückliche Periode angebrochen", sagte Albert lachend. "Denn eine so giftige Feindschaft, wie sie gegenwärtig zwischen Forsthaus und Herrenhaus besteht, nachdem unser junger Herr dem Förster die Braut vor der Nase weggeschnappt hat, dürfte kaum jemals dagewesen sein. Der Förster ärgert unsern Herrn in jeder nur denkbaren

Weise. Den ganzen Wald an der Grenze des Werkbestes entlang hat er mit Lappen behängt. Die Kinder der Waldarbeiter müssen mit Lärm und Geschrei durch den Wald ziehen, und der Förster selbst gibt die halbe Nacht Schreckschüsse ab, um das Wild von der Grenze zu verschrecken und am Austreten zu verhindern. Mit dem jungen Herrn soll gar nicht mehr zu reden sein, so fuchsteufelwild ist er, weil er schon lange nicht mehr zum Schuß gekommen ist. Unsere Herren Beamten sollen schon erwogen haben, ob es nicht ratsam sei, einen Hirsch zu kaufen und irgendwo zum Abschließen anzubinden, nur damit ihr geliebter Gustav einmal knallen kann und wieder bessere Lanne bekommt."

Alle drei lachten, doch die Minna wurde schnell wieder ernst und fragte: "Habt Ihr denn noch nichts von dem Schrecklichen gehört, das gestern abend passiert ist?" Als die beiden Männer verneinend die Köpfe schüttelten, erzählte die Minna: "Der Förster war gestern verreist, und unser junger Herr, der davon Kenntnis hatte, hoffte wohl bei dieser Gelegenheit, in der Abwesenheit des Gehakten ein Stück Wild zu erlegen. Er kam schon gegen Abend bei uns vorbei, um sich oberhalb der Husterhütte, in dem Bersteck, das der Gottlieb aus Meisig hat bauen müssen, auf den Anstand zu begeben. Den Gottlieb nahm er mit, damit er Gesellschaft habe, wie er sagte. Ich denke mir aber, es wird wohl aus einem anderen Grunde geschehen sein. Wäre Wild gekommen, hätte der Gustav gewiß nicht gewartet, bis es auf seinem Grund und Boden war, sondern hätte gleich losgeschossen. Für diesen Fall wollte er wahrscheinlich jemand zur Seite haben, der ihm das erlegte Stück sofort in Sicherheit bringen half. Wie der Gottlieb erzählte, zeigte sich auch nach Eintritt der Dunkelheit Wild am Waldestrand. Doch der Förster hatte den jungen Klein beauftragt, mit einer großen Klapper, wie sie bei Treibjagden benutzt wird, die Grenze abzugehen. Ehe unser junger Herr noch schießen konnte, kam der Klein und verschuchte mit seinem Geflapper das Wild. Darüber geriet der Gustav dermaßen in Wut, daß er auf den Klein schoß und ihn an beiden Beinen schwer verletzte. Der Gottlieb hat den armen Menschen, der schrecklich gejammert haben soll, auf der Schubkarre nach Hause fahren müssen."

"Das ist ja der reine Mord!" rief der Gottlieb in heller Empörung. "Die Sache kann dem jungen Herrn aber böse aufstoßen. Der Förster wird den Vorfall doch gewiß zur Anzeige bringen und dann kann sich der Gustav auf eine empfindliche Strafe gefaßt machen."

"Wird so schlimm nicht werden", meinte der Albert. "Die Frau Justiz hat zwar eine Binde vor den Augen, aber sie schielt unten durch, um sich zu vergewissern, wen sie vor sich hat. Soviel ich gehört habe, sind die Richter in der Stadt, bis auf wenige Ausnahmen, sämtlich Mitglieder des vornehmen Jagdklubs. Und der steht mit den Förstern stets auf gespanntem Fuße. Die Herren sind wie veressen darauf, Hirsche zu erlegen. Wollen alle mit den Geweißen der erlegten Hirsche prahlen. Da es Hochwild in ihren gepachteten Jagdgebieten nicht gibt, haben sie es auf den Wildstand in den fiskalischen Wäldern abgesehen. Die Förster wiederum wollen sich ihre gehegten und gepflegten Geweißträger nicht von den gehakten Stadtfracks wegnallen lassen. So tobt zwischen den Jägern, die draußen am Walde auf das Wild warten, und den Förstern, die alles aufbieten, um zu verhindern, daß ihr Wild den Wald verläßt, ständige Fehde. Da wird unser Herr bei den Richtern wahrscheinlich großes Verständnis für seinen Streich finden."

Dem Gottlieb ging dieses Mißtrauen in die Unparteilichkeit der Justiz zu weit. Immer noch ganz aufgebracht, sagte er: "Wenn Du auch

damit recht hättest, Albert, müßte man ja an aller Gerechtigkeit auf Erden gänzlich verzweifeln."

"Wir wollen uns darüber nicht streiten, sondern ruhig abwarten, wie es kommen wird", antwortete Albert. "Es soll mich freuen, wenn ich zu schwarz gesehen habe."

Der Gottlieb wollte noch etwas erwidern, doch plötzlich gab er sich einen Ruck und sagte: "Ich sitze wahrhaftig hier, als ob ich bereits wie der Dachs im Winterbau läge und nicht drei Meiler brennen hätte. Es ist zwar bei dem ruhigen Wetter nichts zu befürchten, aber nachschauen muß ich doch einmal."

Auch der Albert sprang auf. "Aus meiner Fuhrmannsvorstellung ist wirklich ein recht längliches Plauderstündchen geworden." Sich an die Minna wendend: "Wenn ich damit nicht zu sehr in Rechte königlich sächsische Ober-Grenzwächtereie eingreife, biete ich mich dem Fräulein Minna für den Rückweg als Begleitung an."

"Ich nehme die Begleitung an, aber unter der Bedingung, daß ich damit nicht in Konflikt mit der Chemnitzer Flamme des Herrn Albert komme", antwortete mit einem steifen Stirn die Minna.

Lachend verabschiedeten sich die jungen Leute von dem Gottlieb, durchschritten der kleinen, vom Bache durchflossenen Wiesengrund und verschwanden in der Richtung nach dem Rennsteig bald im Walde. Gottlieb sah ihnen nach, nachdem er einen prüfenden Blick über sein Meiler geworfen, lange nach, dabei vor sich hin murrend: "Die beiden . . . hm! . . . Die beiden! Was sich so neckt . . . Wüßte auch nicht, wenn ich sie eher gönnen sollte, als der Albert. Ist das ein Prachtkerl! Und wenn er klohlen abfährt, wäre es erst recht gut, wenn er mit zur Familie gehörte, obwohl man sich oft den auch sonst verlassen kann."

Der Albert und die Minna hatten unter dessen die den Talgrund entlang führende und ständig von Grenzwächtern abpatrouillierten Straße überschritten und nach halbständigen Steigen unter heiterem Geplauder den Rennsteig erreicht. Die Minna wollte durchaus wissen, was für Kleider die Frauen in den großen Städten trügen und was für Hüte modern seien. Dabei stellte sich dem heraus, daß der Albert zwar überall Umschau nach neuen Mustern für die Hekerei gehalten, den Frauen aber offenbar gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Wie immer ihn die Minna auch ausfragte, er wußte rein gar nichts zu berichten. Aber er versprach, wenn er wieder hinkommen sollte, die Augen ordentlich anzuzumachen und die vornehmen Weibsbilder in Chemnitz und Dresden genau anzuschauen.

Darüber waren die beiden an eine Stelle gekommen, die von den Erlengrundern besonders ängstlich gemieden wurde. Senkrecht stieg bei der Wand eines hohen, ganz isoliert stehenden und mit der Rückseite in den umgebenden Nattannenwald auslaufenden Felsens auf. Von einem Ende der "Heidenwand", wie die Erlengrunder sie getauft hatten, zum anderen zog sich im Bogen ein niedriger Steinwall. Der von der Felswand regelrecht aus rohen Blöcken geschichtete Halbkreis war offenbar in der Urzeit von Menschenhänden errichtet worden. Die Steine waren stark verwittert; ganz mit grünem Moos überzogen, boten sie ringsum eine bequeme Sitzbank. In der Mitte des Halbkreises stand eine Edeltanne; eine der riesigen ihres Geschlechtes. Sie würde für sich allein schon, mit der vollendeten Regelmäßigkeit ihres Wuchses, der gewaltigen Höhe und dem mächtigen, dabei schlank aufsteigendem Stamm jeden Naturfreund entzückt haben. Aber sie war noch durch eine äußerst seltene Naturbildung ausgezeichnet. Aus drei Paaren ihrer einander genau gegenüberstehenden Nester, die den Durchmesser

respektabler Stämme hatten, waren im gleichen Abstand vom Stamme neue, aufrechtstehende Tannenbäume herausgewachsen. So trug dieser Baum auf seinen Ästen nochmals sechs, zu je dreien auf jeder Seite übereinanderstehende stattliche Tannen. Nur im Schutze der Felswand hatte sich diese herrliche Bildung entwickeln und in voller Schönheit erhalten können. Auf freier Blöße würde sie durch die Wucht der Stürme ganz oder teilweise vernichtet worden sein.

Wie der Baum so dastand, mit der massiven Granitwand als Hintergrund, konnte er als Symbol überquellender Ur-Naturkraft gelten. Zwischen der Tanne und der vorderen Mündung des Steinkreises stand ein Felsblock in Altarform, der Opferstein, wie er im Volksmunde hieß. Auf ihm sollten nach der Sage in altgermanischer Zeit Opfer dargebracht worden sein.

Das junge Paar war unwillkürlich an dieser Stelle stehen geblieben. Albert warf einen Blick auf die Tanne, an der er sich schon als Kind ergötzt hatte, während die Minna, den Faden der vorher gepflogenen Unterhaltung weiterspinnend, sich an Albert mit den Worten wandte: „Wenn Du mir schon nicht sagen kannst, wie sich die Damen dranken in der großen Welt kleiden, dann beschreibe mir wenigstens einmal Deinen Chemnitzer Schab, damit man auch weiß, wie der aussieht; das wirst Du gewiß um so besser können.“

„Nein, Minna, das kann ich erst recht nicht. Das ist ein so allerliebsteres Maderle, daß sie sich überhaupt nicht beschreiben läßt. Aber im Bilde kann ich sie Dir zeigen.“ Er griff in die Brusttasche seines Rockes, während die Minna schlüpfte, wie sie sich entfärbte und alles Blut ihr nach dem Herzen drängte. Die paar Sekunden, die vergingen, ehe der Albert das Bild herausholte, es aus der Hülle befreite und es ihr hinreichte, dünkten ihr eine Ewigkeit. Zitternd griff sie nach dem Dargereichten. Doch schon nach dem ersten Blick, den sie auf das Bild warf, schoß ihr das Blut ebenso schnell wieder nach dem Gesicht, es mit dunklerer Blut überziehend. Denn der Frauenkopf auf dem Bilde, das war sie ja selbst, und so schön, so liebevoll gezeichnet. Noch ganz erschüttert von dem jähen Gefühlsanschlag, frug sie mit leiser, vibrierender Stimme, während sich Tränen in ihre Augen drängten: „Und die hast Du lieb?“

„Ja, sehr lieb, Minna!“

„Und die . . . die . . . willst Du auch heiraten?“

„Ganz gewiß! Aber die Sache hat noch einen gewaltigen Haken.“

„Und der wäre?“

„Ich weiß gar nicht, ob sie mich überhaupt mag.“

„O, die wird Dich schon mögen!“

„Aber sieh, Minna, ich bin doch ein zu armer Bursche, ein ganz armseliger Pferdeknecht.“

„Sie mag Dich trotzdem!“

„Es ist aber ein ganz ungewisses Schicksal, das ich ihr nur bieten kann. Ich will erst noch hinaus in die Welt. Muß mir erst eine Existenz erkämpfen; muß dabei noch von unten anfangen zu lernen. Darüber wird, auch wenn ich meine ganze Kraft einsetze, doch viel Zeit vergehen. Sie wird daher vielleicht lange warten müssen, ehe ich sie als mein Weib heimführen kann.“

„Und sie mag Dich trotzdem und alledem!“

„Ob das auch gewiß ist?“

„Ganz gewiß!“

„Minna!“

„Albert!“

In den Armen lagen sich die beiden jungen Menschen nieder, den ersten seligen Kuß der Liebe tauschend, während über ihnen der Riesenbaum, der schon auf so manches Geschlecht geblickt hatte, leise rauschte.

„Einen herrlicheren Platz hätten wir für unsere Verlobung auf dem ganzen Erdenrund nimmer finden können als diesen, Minna! Keiner ist mir so lieb, keiner so vertraut wie dieser. Hart wird der Widerstand sein, den wir zu überwinden haben; schwer werden wir kämpfen müssen, ehe wir an das Ziel gelangen. Aber hier an dieser Skulptstätte unserer Alvorderen, hier laß uns geloben, daß wir treu zusammenhalten, niemals aneinander zweifeln und irre werden wollen!“

„Ja, Albert, ich stehe zu Dir in Not und Tod! Nichts soll mich von Dir trennen, alles will ich mit Dir teilen!“

In diesen einfachen, schlichten Worten der Minna lag so viel rührende Hingabe, so viel herzinnige Zuneigung und zugleich so viel fester Wille, daß der Albert, sie hoch emporhebend, jubelnd ausrief: „Mein Lieb, mein Lieb, mein herrliches Lieb!“

Dann setzten sich beide, noch ganz beerauscht von dem Jählings über sie gekommenen Glücke, auf einen der bemoosten Steine unter der Riesen-tanne.

„Sieh, Minna, hier habe ich als Kind oft gelesen, von der Zukunft geträumt und mir dabei fest vorgenommen, wenn ich es in der Welt zu etwas bringen würde, diesen Platz nie zu vergessen; öfters zu ihm zurückzukehren und der Kinderjahre zu gedenken. Aber, daß ich hier auch mein Lieb finden, und mir der Platz auch dadurch noch für das ganze Leben lieb und teuer werden würde, daran habe ich doch nicht gedacht.“

„Aber ich habe oft an den Platz gedacht, Albert, aus einem eigentlich komischen Grunde. Du weißt, daß die jungen Mädchen an den Silvesterabenden Blei gießen, um zu erfahren, ob sie im neuen Jahre einen Mann bekommen. Ich hege ja keinen Aberglauben, auch nicht eine Spur, und ich weiß, daß es ein Zufall ist, wenn solche aus Bleiguß und anderen Holuspokus gemachte Drentungen einmal eintreffen. Nur des Spases halber habe ich letzten Silvester auch mitgegossen. Als ich meinen Guß aus dem Wasser herausholte, gab es allgemeines Staunen. Ein zierlicher, wunderschöner Tannenbaum war entstanden. Einstimmig wurde das so gedeutet, daß ich einen Förster zum Mann bekäme. Aber ich mußte ganz unwillkürlich an die Tanne über uns denken, weil es die schönste weit und breit ist. Vielleicht hat mich diese Erinnerung heute unbewußt bestimmt, gerade diesen Weg zu wählen. Und Du Böhewicht, hast mir mit dem Bilde Deines Chemnitzer Schabes erst noch einen solchen Schreck eingejagt!“

„Den hatte sie redlich verdient, die zukünftige Frau Ober-Brenz . . .“. Weiter kam Albert nicht. Zwei frischrote Lippen preßten sich auf seinen Mund und schlossen ihn immer wieder aufs neue, so oft er versuchte den Satz zu vollenden.

„So, nun laß uns wieder vernünftig reden, Herz,“ sagte Albert, nachdem dieses Spiel eine Weile gedauert hatte. „Nach dem Plane, den ich mir gemacht hatte, wollte ich nächstes Jahr Erlengrund so wie so verlassen. Jetzt werde ich mich noch mehr beeilen. In den Arbeitergemeinden draußen habe ich Freunde, Genossen gefunden, die mir wohlwollen und mir behilflich sein werden, eine Stelle in irgendeinem größeren Betriebe zu erlangen. Bis zum Frühjahr wird sich sicher etwas finden. Der Anfang wird gewiß schwer für mich werden. Aber ich werde mir äußerste Mühe geben, um rasch hochzukommen. Wenn ich je erlahmen sollte, dann brauche ich ja nur an das treue, in Erlengrund meiner harrende Herz zu denken. Das wird mir gewiß wieder neuen Mut und doppelte Kraft geben. Ich kann ja ruhig ziehen. Weiß ich doch, daß meine Minna keine hochgeborene Minna von Kienau ist. — Es war doch ein schändlicher Streich, den die unserem Förster gespielt hat.“

„Na, Albert, das vornehme Volk mag machen was es will. Bei uns „gemeinem Volk“ da soll noch die Liebe gelten und wir wollen Treue bewahren. Die beiden Leutnants von Kienau sind das ganze Jahr auf der Jagd nach einer reichen Frau, und die Minna verrät, um Herrin von Erlengrund zu werden, ihren Emil, und wirft sich diesem Viech an den Hals. Sturz bevor die Minna als Frau einzog, mußte eine der Stallmägde, eine Böhmin, rasch ihre Sachen zusammenpacken und abziehen, weil ihr Zustand offenbar geworden war. Das war die vierte von den Mägden, die der Gustav verführt hat.“

„O, der hat es überall so getrieben. In Freiberg, wo er studieren sollte, war er nur unter dem Namen „Schürzen-Gustav“ bekannt. Dort erzählt man sich die tollsten Dinge von ihm.“

Blöblich entzog die Minna dem Albert ihre rechte Hand, hielt sie ihm lachend vor die Augen und sagte: „Sieh mal, Albert, meine Hand! Sie ist nicht groß, aber von der vielen Arbeit hart und fest. Mit dieser Hand hat der Gustav eine Dreieige bekommen, an die er gewiß noch denkt.“ Ihr Gesicht war ernst und nachdenklich geworden.

(Schluß folgt)

24

Die Hanfa.

Von H. Adé.

Das Recht, im fremden Lande Handel zu treiben, nannte das frühe Mittelalter „hansen“ (mercatores hansati in Paris 1204), die für diese Handelsverträge an den Territorial- oder sonstigen Regalherren zu zahlende Abgabe aber die hansa. So gibt im Jahre 1127 der Herzog Wilhelm von der Normandie den Bürgern von St. Omer (französisch Flandern) das Privileg, daß sie für ihre Handelsreisen nach den kaiserlichen Ländern keine Hansa zahlen sollen. Ebenso gewährte Kaiser Friedrich I. im Jahre 1288 den Lübeckern und den als Gäste in Lübeck weilenden, fremden Kaufleuten die Verkehrsfreiheit im ganzen Herzogtum Sachsen ohne Entrichtung von Zoll und Hansa. Mit dieser Abgabe hängt daher das Amt der Hansgrafen als derjenigen Beamten zusammen, die mit der Erhebung und Verwaltung der Hansa betraut waren. Solche Hansgrafen begegnen uns zuerst in den Statuten der Stadt Regensburg im Jahre 1190.

Gar bald umfaßt aber der Ausdruck Hansa nicht nur die Handelsverträge und die Handelsabgabe, sondern ebenso das geltende Handelsrecht und die geltende Handelsgewohnheit. So wird in einer Urkunde des Erzbischofs von Köln vom Jahre 1259, worin dieser das Stapelrecht der Stadt Köln bekräftigt, ein altes, als Hansa bezeichnetes Recht, erwähnt, demzufolge jeder Bürger der Stadt einen fremden Kaufmann, der dem Stapelrecht der Stadt zuwiderhandelt, ergreifen und strafen konnte. Ebenso bezeugt 1327 der Bischof Bernhard V. von Paderborn den Bürgern dieser Stadt, daß sie „habent jus, quod hanse dicitur“.

Von der Mitte des 13. Jahrhunderts an überträgt sich dann auch die Bezeichnung hansa auf irgendeine zur Handelskorporation oder Handesgesellschaft vereinigte Gruppe von Kaufleuten und deren Niederlassungen in der Fremde. Die Kölner besaßen z. B. lange vor dem großen Städte- und Handelsbund mit Lübeck an der Spitze in London ihre eigene Niederlassung. Schon die Gesetze des Königs Athelred (978—1016) bewilligen den Kaufahrern von Köln und vom Niederrhein das Recht, im genossenschaftlichen Verbände in London zu überwintern. Zu jener Zeit sprechen die englischen Urkunden nur allgemein von den „mercatores Imperii Romani“, im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts kommt der Aus-

drum „hansa theutoniarum“ vor, und erst später erhält die Niederlassung der Köhler, die Wildhale, als Kollektivbegriff für die Niederlassung der deutschen Kaufmannschaft den Namen „hanshus.“

Das Gleiche war mit Wisby der Fall. Auch hier bestand schon zur Zeit Kaiser Lothars des Sachsen (1125-1137) eine große deutsche Kaufmannsgemeinde mit gemeinsamen Niederlagsräumen, Höfen, einer selbstgewählten Obrigkeit (diese deutsche Kaufmannschaft stellte auch die Hälfte der Ratsmitglieder), geregelten Abgaben, Rechtspflege nach heimischen Gesetzen usw. Damals nannten sich die Wisbyer „societas consocietas mercatorum“, oder „consortium mercatorum Theutoniarum universi Wisby“. Der Name Hansa taucht auch hier erst im zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts als Kollektivbegriff für die Niederlassungen der deutschen Kaufmannschaft auf Gotland auf.

Solcher Hansa als Handelskorporation und Handelsniederlassung gab es überall da, wo fremde Kaufleute in großer Zahl zusammenströmten und sich längere Zeit aufhielten. 1266 erteilte Heinrich III. von England auf Bitte des Herzogs Albrecht von Braunschweig den Hamburgern das Recht, gegen Erstattung der üblichen Abgaben in London ihre eigene Hanse zu haben. 1267 erhalten die Lübecker die gleiche Erlaubnis. 1276 haben auch die Bremer ihre eigene Hanse in London. 1270 finden sich Hamburger Hansa zu Utrecht und zu Ostkerken bei Sluis, 1380 eine solche zu Stavorn, 1384 zu Amsterdam.

Derartige Hansa erhoben regelmäßige Abgaben für die Hansazugehörigkeit. Für die Hansa der Köhler wurde z. B. in London von den Köhlerischen Kaufleuten 2 Schillinge entrichtet, während die Lübecker, für die erst Kaiser Friedrich 1226 die Ausnahme in die köhlerische Wildhale erzwingen mußte, deren 5 geben mußten. In Bremen zahlten die Köhler 1 Schillinge „to liense“, in Widdelbun, deren 3/2.

Der frühmittelalterliche Außenhandel tritt überhaupt als Handelskoalition in die Erscheinung. Die Gefahren, die in jenen unsicheren Zeiten dem Leben und dem Gute der Kaufleute überall drohten, die großen Geldsummen, die der Handel in Anspruch nahm, zwang schon von selbst zu engerem Zusammenschluß und zum Kompagniegeschäft. Karawanenweise, schwerbewaffnet, viele hundert Köpfe zählend, traten die Kaufleute ihre Landreisen an, besonders solche nach großen Meß- und Stapelplätzen, gemeinschaftlich, in Begleitung eines oder mehrerer Konvoischiffe verlassen die Seefahrer den heimischen Hafen, um in monatelanger Abwesenheit im fremden Lande Handel zu treiben. Je mehr aber Kaufleute einzelner Städte auf fremdem Territorium sich sammelten, um so dringender wurde im Interesse eines friedlichen Zusammenlebens der konkurrierenden Kaufleute eine Verständigung über die zu pflegenden Handelsgewohnheiten, das gegenseitige Verhalten, Rechte und Pflichten, eine Verständigung, die in der Folge ganz von selbst zu einer Annäherung und zum förmlichen Bündnisse der am Auslandhandel beteiligten Städte führen mußte. Obendrein vollzog sich eine solche Annäherung um so leichter, als die finanzziehenden Kaufleute ja die gleichen Personen waren, welche die politische Macht ihrer Heimatstädte in der Hand hielten. Kaufmannschaft und patrizisches Stadregiment fielen damals vollständig zusammen. So groß war der Einfluß der Kaufmannschaft in den frühmittelalterlichen See- und Handelsstädten, daß im Sommer, der Sommerreisen der Kaufleute wegen, alle größeren Gemeindeversammlungen, die Vorlesung der Buirsprachen, die Ratswahlen usw. unterblieben und auf die für Schifffahrt und Handelsverkehr unbequeme

Herbst- und Winterzeit verlegt wurden. Die Leitung der Hansa lag ja auch später ausschließlich in den Händen der Stadtaristokratie. Keiner Hansadelegierter wurde z. B. zu irgend einer Beratung derselben zugelassen, der nicht im Ratskollegium seiner Heimatstadt saß.

Es waren vor allem die größeren Binnenstädte, die im 13. und 14. Jahrhundert mit aller Energie an die See drängten. Als im Jahre 1229 die deutsche Kaufmannschaft auf Holland mit dem Fürsten Wladimir von Polozk und Witebsk einen Handelsvertrag abschloß, finden sich unter den Unterzeichnern neben Kaufleuten aus Maa, Lübeck, auch solche aus Dortmund, Münster und Soest in Westfalen. Die Binnenstadt Braunschweig schloß z. B. 1211 mit Lübeck und Hamburg, 1248 mit Stade, 1256 mit Bremen ein Bündnis ab. Aber auch die kleinen und kleinsten Landstädte wußten den gleichen kaufmännischen Expansionsgeist, den gleichen Drang nach der See. 1285 treten eine Reihe kleiner pommerischer und märkischer Städte wie Demmin, Anklam, Stargard, Stendal, Salzwedel, Berlin, Kölln usw. dem Bündnisse zwischen den Städten Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald bei.

Der gewinnbringende Handel, der sich im 12. und 13. Jahrhundert im Ostseebecken abspielte, lockte gar mächtig. Wisby auf Gotland war hier bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts der Mittelpunkt des Handels nach Schweden, Livland und Rußland. Von Wisby aus wurde der St. Peterhof in Nowgorod gegründet und eine Reihe von den Hansa regelmäßig besuchter Handelsplätze in Liv- und Estland, wo sie Kontore und Niederlassungen anlegten, wuchsen sich schnell zu bedeutenden deutschen Stadtgemeinden aus. 1277 erhielten alle nach Livland handelnden Kaufleute die Befreiung von Zoll und Ungeld. Das Strandrecht wurde ihnen gegenüber aufgehoben, für schiffbrüchige Güter war nur Vergegeld zu erlegen. Für ihre Pferde erhielten sie den freien Genuß der Weide, zur Ausbesserung ihrer Schiffe den freien Bezug von Holz aus den Wäldern. In Strandsachen und Seestreitigkeiten ernannten sie eigene Richter, die nach gotländischem Rechte sprachen. Ähnliche Privilegien erlangten sie 1280 für Estland, wie sie solche seit 1271 in Schweden besaßen.

Sich für ihre Handelsgebiete große Begünstigungen und Privilegien, entsprechend unseren heutigen Meistbegünstigungsverträgen, zu sichern, war eines der Hauptbestreben der Hansa. Und es fiel ihr die Erlangung solcher um so leichter, als in jenen Zeiten die schwach oder gar nicht entwickelte nationalen Wirtschafts- und Handelsinteressen durch die den Hansa eingeräumten Privilegien kaum oder nur geringfügig beeinträchtigt werden konnten. Denn von allen damaligen Handelsgebieten der Hansa existierte nur in Flandern und Frankreich ein nationaler Groß- und Außenhandel. In diesen beiden Ländern hat sich die Hansa auch keine ausschlaggebende Handelsstellung errungen, ja, in Frankreich hat sie nicht einmal eine dauernde Privilegierung erlangt.

Als Brennpunkte des Hansahandels erschienen die 4 großen Stapelkontore, die die Hansa in Bergen, London, Brügge und Nowgorod unterhielt. Für Bergen hatten sich die deutschen Kaufleute die Stapelgerechtigkeit im Jahre 1296 gesichert. Sie durften damit alle Gattungen von Waren und Gütern ungehindert einführen und verkaufen, zunächst jedoch nur für einen gewissen Zeitraum im Jahre, der ein Ueberwintern der Hansa in Norwegen ausschloß. Bald aber fiel auch dieses Verbot und die Stapelkontore und Niederlassungen dehnten sich bald so aus, daß sie eine eigene Vorstadt am Hafen, die „Waage“ genannt, mit 21 großen Wohnhöfen umfaßte. Ein jeder dieser Wohn-

höfe beherbergte oft mehr als 100 Kaufleute und Faktore, ohne die übrigen Handelsbedienten, wie sich denn lange Zeit nie weniger als 3000 deutsche Kaufleute in Bergen aufhielten. In der Periode des Hauptertragsjahres stiegen deren Zahl aber auf 12000.

Die gleiche Bedeutung wie die Niederlassung von Bergen für Norwegen, erhielt der hanjische Stahlhof zu London für England. In England, wo die Hansa neben London noch Faktoreien in Boston, Lynn, Hull, York und Norwich besaßen, waren sie schon im 11. und 12. Jahrhundert im Besitze wichtiger und wertvoller Privilegien, die in der ungehinderten Ein- und Ausfuhr von Waren, auch Getreide, das sie auf ihre eigenen Speicher schütten und 40 Tage lang feil halten durften, eigener Gerichtsbarkeit und Gerichtszwang über ihre Mitglieder und Schutzgenossen, Befreiung oder Ermäßigung von den meisten Abgaben und Lasten usw. bestanden. Ihre Aldermänner, die immer Londoner Bürger sein mußten, waren dem Mayor von London zum Eidschwur verbunden. Als Gegenleistung für ihre Handelsprivilegien waren die Hansa verpflichtet, die Bewachung und Instandhaltung eines der Londoner Stadttore, des Bischofstores zu übernehmen. Auch der Stahlhof bestand nicht nur aus ein paar Häusern, sondern war räumlich ein bedeutender Komplex, ein ganzer Bezirk mit verschiedenen Gassen. Die Oldhall war mit einer Mauer umgeben und hatte 3 starke Tore, die des Nachts verschlossen wurden. Unter Richard II. mieteten die Hansa noch einen großen Hof daneben, der auf die Thentse ging, und baute die Straße Windgoosalley.

Von ihren Faktoreien suchten die Hansa durch strenge Verordnungen Fremde so viel wie möglich fern zu halten. So durfte in Nowgorod mit keinem Russen Handelsgemeinschaft gehalten, noch mit einem solchen auf Borg gehandelt werden; es mußte alles „Zug um Zug“ gehen. Kein Außerhanse, oder die außer der Hanse in Gesellschaft standen oder außer der Hanse Güter vertrieben, sollte auf dem Hof gelitten werden. Keinem Außerhanse sollte man die russische Sprache erlernen lassen. Kein Russe durfte auf dem Hofe über Nacht behalten werden. Mit Russen um Geld zu handeln, war verboten, es sollte Ware gegen Ware getauscht werden. Jeder persönliche Verkehr mit Russen war so viel wie möglich zu beschränken. Wer z. B. auf dem Hofe mit einem Russen allein ohne Weisheit anderer Deutscher „dapel“ (spielt), verfällt in eine Strafe von 50 Pfund und verliert die Hofesgerechtigkeit.

Die gleichen Vorsichtsmaßregeln atmete die Kontorordnung von London. Die strengste Bestrafung erfolgte wieder den Hansegenossen, e war Kaufmann, Schiffer oder Bootsmann, der in England mit einem Außerhanse Handelskompagnie hielt oder mit ihm Anteil an einem Schiffe hatte. Weder ein hanjischer Schiffer durfte einem Außerhanse sein Schiff führen noch das seinige einem Außerhanse anvertrauen. Keinem Engländer, Fläminger oder Außerhanse sollten Waren auf Kredit gegeben werden. Hier so wenig wie in Nowgorod oder Bergen durften verheiratete Kaufleute auf dem Hofe wohnen oder wurden verheiratete Angestellte geduldet. Weder fremden Gesellen noch fremden Gesandten war es gestattet, selbst für kürzeste Zeit auf dem Hofe Wohnung zu nehmen. Ohne Erlaubnis des Aldermans war es nicht gestattet, Gäste zur Tafel mitzubringen, und bei Strafe von 1 Rosenobel mußten diese vor den Niederstigen demselben vorgestellt werden. Kein fremder Diener, Handwerker, Bader usw., die nicht Deutsche waren, wurden auf dem Hofe geduldet. Um alles Englische fernzuhalten, mußten die Handelsdiener und Kaufmannsjungen ihrer Tisch selbst decken und nach dem Essen die Speisen und Getränke wieder in die Küche und den Keller



B. J. Blommers: **Kinder auf den Dünen.**

tragen. Jedermann war gezwungen, auf der Plauschaft, d. h. an der gemeinsamen Tafel des Hofes, zu speisen, und nur bei Krankheit konnte Essen auf das Zimmer gebracht werden.

Vorsicht und Rücksicht auf die eigene Tasche war überhaupt der Grundtenor aller Hausordnungen. Kein Bürger, Kaufmann oder Eingeweihter durfte unter der Hansa verbotene Reisen tun oder unerlaubte Städte besuchen, bei Strafe des Verlustes ihrer Ehre, Güter und der Stadtfreiheiten. In keiner Hansestadt durfte ein Handel geschlossen werden, wobei nicht einer der Kontrahenten hanfsischer Bürger war, und jeder fremde Kaufmann mußte binnen 3 Monate seine Geschäfte zu Ende bringen, sein Gewölbe schließen und die Stadt verlassen. Nur hanfsische Schiffer durften Getreide durch den Belt und den Dorefund schiffen, desgleichen auf der Elbe und Weser fahren, daher kein Getreideschiff, das nicht aus einer Hansestadt ausgelaufen war, in Hansehäfen geduldet wurde. (Schluß folgt.)

An den Pforten Asiens.

Von Ludwig Leissen.

(Schluß.)

Die asiatische Seite des Bosphorus bietet das Bild einer grünen Hügelandschaft mit ziemlich dichter Bevölkerung und eng aneinanderliegenden Siedelungen von meist echt morgenländischem Typus. Doch das gilt im wesentlichen nur für den Skutari nähergelegenen Teil dieses Küstenstriches. Je mehr man in den Bereich des Schwarzen Meeres kommt, desto zerrissener und kahler starren die gelbroten Eruptivgesteinsmassen aus den nur wenig angebauten und wohl auch nur mäßig ertragsfähigen Gefilden, die hier von einem schon stark mit Armeniern durchsetzten Menschenschlag, der in primitiven Ortschaften haust, bewohnt werden. Und doch prägt sich das Bild dieser Dede und Bewahrlosung dem Geiste vielleicht tiefer ein, als manches jener Idylle, an denen die Küsten des Bosphorus nicht arm sind.

Bei Beslerbeyköi beginnt die Fahrt, einem Dorfe am Nordabhange des Bulgurlu. Hüben und drüben schauen weiße Marmorpaläste auf die blaue Flut. Sie sind meist im maurischen Stil erbaut. Ihr steinernes Spitzenwerk, ihre Säulen und Bogen, ihre von wunderlichen Arabeskenlinien reicherfüllten Frieze erinnern an die Zauberwelt von Tausend-und-eine Nacht. Wir befinden uns in der Sphäre von Sildiz Köösk, dem Palaste des Sultans, der drüben auf der europäischen Seite des Bosphorus gelegen ist.

Tchengelköi kommt, Kulali und Vaniköi. Die grünen Hügel sind jetzt ganz nahe an den Bosphorus herangetreten. In Bogen und Buchten umsäumen sie fein tiefblaues, raschfließendes Wasser. Der Reiz der Landschaft erhöht sich zusehends. Ihre liebliche Schönheit schafft Bilder, die an die anmutigsten Stellen der Rheinufer erinnern. Bei Kandilli, wo das Kap gleichen Namens liegt und die Strömung des Bosphorus am reizendsten ist, blicken prächtig gepflegte Gärten von den Terrassen der Uferhügel hinunter auf die Flut. Von mächtigen Platanen beschattete Wege klimmen die Gänge hinan. Kleine Häuschen grünen von den Höhen und schwerbepackte Sauntiere ziehen in langen Karawanen landeinwärts.

Das Tal Göksü öffnet sich den Blicken. Pinien krönen die Höhen seiner Hügelzüge, deren Gänge smaragdgrün im Lichte der grellen Sonne aufschimmern. Das ist das Tal der Süßen Wasser von Asien, und hier spielt sich an den Freitagnachmittagen ein ähnliches Leben ab, wie im Tale der Süßen Wasser von Europa.

Ein Dorf mit einer Burgruine steigt auf. Das ist Anadolı Gissar. Eine kleine Bucht, Baba Korfeji, zieht einen Halbkreis ins Land.

Gärten streichen bis hart ans Meeresufer hinunter. Auf den Höhen bildet die Pinie kleine Gaine. Die lange vermischte Cypresse dominiert wieder im Landschaftsbilde. Die Ortschaften rücken nun ganz eng aneinander: Skanlidische, Tschibukli, Zaidschirköi inmitten seiner schattenden Feigengärten und Sultanija. Die türkischen Großen und Würdenträger haben hier ihre Landhäuser; die dazugehörigen Parkanlagen sind oft von ansehnlicher Ausdehnung und werden von den Einheimischen wegen der in ihnen wachsenden seltenen Bäume und Sträucher in den höchsten Tönen gelobt.

Die Gärten bleiben, doch ziehen sie sich nur am Ufer entlang. Die Gänge der Hügel sind mit Wein bepflanzt. Ein ganzes Stück setzt die Uferbesiedelung aus. Dann aber werden wieder Häuser sichtbar. Um eine weite Bucht baut sich ein großes Dorf auf, mit regem Hafenverkehr und mit einer lärmenden Volksmenge an der Landungsstelle. Das ist Beikos, in dessen Hafen sich 1854 die englisch-französische Flotte versammelte, bevor sie ins Schwarze Meer einlief.

Nun werden die Uferhügel kahler. Senkrecht fallen ihre Wände zum breiter und breiter werdenden Bosphorus herab. Zahlreicher werden die Forts, die die Höhen krönen. Türkische Soldaten patronillieren am Ufer. Ein armeliges Dorf, Anadolı Katwak, taucht auf; es ist die letzte größere Häuseransammlung vor dem Eintritt des Bosphorus ins Schwarze Meer. Das ist schon seit langem am Horizont sichtbar. Stumpfgrau und trübselig wölben sich seine Wände in der Ferne, von der es wie ein kalter Hauch des Nordens in die südliche Schönheit des Bosphorus hineinweht.

Von Anadolı Katwak gleitet der Dampfer quer über das Wasser hinüber nach Numili Katwak auf der europäischen Seite des Bosphorus. Der Charakter der Landschaft ist hüben und drüben der gleiche: nach dem Schwarzen Meer zu kahler, rauher und zerrissener, nach Stambul zu von wachsender Schönheit. Auch hier schieben sich die Befestigungen und Forts nach dem Norden. Der Süden der europäischen Bosphorusseite hingegen erinnert in der Pracht seiner Gärten, im Luxus seiner Bauten an die Riviera.

Von Numili Katwak führt ein leicht ansteigender Weg in halber Höhe der dahinterliegenden Hügel nach Yeni Machalla. Dieser von einem üppigen, südlichen Pflanzentuch bestandene Pfad läßt in allen seinen Teilen den Blick auf das Meer frei, das lichtblau im Süden glitzert und schiefergrau im Norden seine Wogen wälzt. Weiter führt der Weg, über das Grabkap Mesar Burnu hinaus, nach dem vielbesuchten Bözükdere, das mit Therapia zusammen, von dem es nur durch eine Bucht getrennt ist, eine einzige große Ortschaft bildet.

Hier ist der Orient ganz von der abendländischen Kultur zurückgedrängt. Inmitten grüner Gärten leuchten weiße Marmorpaläste; deren gibt es eine so stattliche Zahl, daß sie in größeren Mengen sich kaum anderswo finden dürften. Mauern aus Marmorquadern, im türkischen Renaissancestil gehalten, schließen diese Gärten ab. Vor der kunstvollen schmiedeeisernen Arbeit weiter Tore sieht gähnend ein Katwasse, nach Tschirkessenart uniformiert, der nur den eines Blickes oder einiger Worte würdigt, der ihm einen Bakischisch — Tabak, Zigaretten oder kleine Münze — in die Hand drückt. Dann gibt er Auskunft, wem dieser Landsitz, und wem jener gehört. Vielleicht öffnet er auch ein wenig die hohe Pfortentür und läßt den Fremden einen Blick tun auf die kiesbestreuten Wege, auf die blühenden Tulpenbäume, auf die glühenden Rosen weitverzweigter Oleanderbüsche, auf die Goldfrüchte der Drangenstämme, auf breitstämmige Niesenplatanen, dunkelblanke Lorbeerbäume und auf die unzähligen fremdartigen, schimmernden Blumen des Südens . . .

Man muß sich diesen Teil der europäischen Bosphorusufer vorstellen, wie den Strand eines abendländischen Badeortes. Alle Anlagen und Einrichtungen haben meist etwas Gemachtes und Steifes, das in die orientalischen Zustände gar nicht recht hineinpassen will. Und dieser Charakter, wenn auch leicht ins Türkische abgeschwächt, bleibt bis nach Konstantinopel hin. So kommen Zeniköi, das an einer weiten Bucht gelegene Stania und das malerisch zwischen Platanen- und Cypressenhainen aufgebaute Emirghian.

Die zur Sphäre des Sildiz Köösk gehörenden Ortschaften bedecken nun den Uferaum. Immer üppiger und satter schimmert das Grün der Hügel; die Cypresse ist zum dominierenden Baum der Tiefe, die Pinie zu dem der Höhe geworden. Platanen schatten in den breiteren Straßenzügen der Dörfer. Der ganze Küstenraum ist mit kleinen, privaten Miniaturhäfen besetzt: ein paar im Rechteck angeordnete Felsquadern, die nach einer Seite hin soviel Raum freilassen, daß ein Boot gerade hindurchgleiten kann. Und alle diese Ortschaften gehen ineinander über, ohne merkliche Abgrenzungen, ohne allzu ausgedehnte, unbebaute Zwischenräume: Numili Gissar, das idyllische Bebek mit seiner reichen Vegetation, das Albanesendorf Anantköi, Kuruschaschma, wo Griechen und Armenier Schiffahrt und Fischfang treiben, Ortaköi, das mit Pera durch eine Pferdebahn verbunden ist, und Baschittasch mit dem wunderbaren Palastbau von Tschiraghan und dem Sildiz-Köösk, dem Schlosse des Sultans. Dann kommt noch Dosma Bagtsche, ein großer Garten mit einem herrlichen Palast. Wir befinden uns bereits im Weichbilde von Konstantinopel. Schon taucht die neue Brücke auf, der wir durch das Schiffslabyrinth der Rhede von Galata mit halbem Dampf langsam zusteuern.

Ein kühler Hauch kommt vom Norden. Es ist Abend geworden. Hinter den Höhen von Gub sinkt die Sonne. Jenseits der Wasser des Bosphorus greifen die Uferhügel Asiens. Schwarz stehen Skutari's Cypressenhaine, in denen die Toten schlummern. Die großen Hafenanlagen Haidar Paschas sind vom Golde der scheidenden Sonne überrieselt. Die Moscheekuppeln Stambuls blinken und blitzen. Die weißen Säulen der Minarets hüllt der feierliche Glanz des Abends. Blau liegt das Marmarameer. Seine Wellen überläuft es leicht, wie ein Trüffeln, wie ein milchiges Phosphoranflammen. Dann schießen grüne Farbentöne hinein. Mattgrün überhaucht steigt nun auch der weiße Leanderturm aus stahlblauer Flut. Ganz hinten, einem stumpfvioletten Gewölfe vergleichbar, verschwimmen die am weitesten vorgeschobenen Eilande der Prinzeninseln im Nebel der Ferne. Ein zartes Dämmerlicht träumt schon auf dem Spiegel des Goldenen Hornes. Lautlos gleiten die flinken Raiks auf seinem Wasser. In den Fenstern der Estrade des Galataturmes glüht es wie feurige Lohe. Dann aber naht die Nacht. Sie verwischt die Farben und wirft ihren dunklen Schleier über das Marmarameer und das Goldene Horn, über den Bosphorus und seine Märchenstadt. —

Abendlied.

Müde steigt herauf die Nacht,
Herz, die Sorgen wollen nun vergehn.
Tränen, die der Tag gebracht,
Rüht die Nacht hinweg mit lindem Wehn.

Wie so still nun träumt die Flur!
Jedes Auge deckt der Schummer zu . . .
Meine Herzenssehnsucht nur,
Meine Sehnsucht nur kennt keine Ruh . . .

Heinrich Heine.

Die Reise nach Paris.

Erzählung von B. Bergman.

(Schluß)

Fabian vergaß alle französischen Redensarten und begann Schwedisch zu reden. Er wußte selbst nicht, wo er die Geschichte von der Erbschaft in aller Eile hernahm; aber es war nur, um diese schwarze, essiglaure Person zurückzuhalten, sie zu hindern, die Tür zu schließen. Es kam ihm vor, als hinge alles davon ab, daß diese Tür nicht zusiel.

Aber Madame wußte keine Adresse, und Fabian mußte gehen.

Als er herauskam, war er ganz schwindelig, und zuerst dachte er gar nicht daran, welchen Weg er einschlug. Er ging und ging. Endlich setzte er sich auf eine Bank, um sich zu erholen. Auf dem anderen Ende der Bank saß ein junger Geistlicher, mager wie ein Skelett unter der schwarzen Zontane. Das blasse, gutberzige Gesicht mit den Ringen unter den Augen und den blauen Schatten der rasierten Wangen schloß ihm Sympathie ein. Er war offenbar ein Lehrer. Etwa zwanzig Straben lärmten hinter ihm, und einige der unternehmendsten schlichen sich heran und füllten seine Taschen mit Steinen. Er leerte sie wieder aus, ohne mit der Wimper zu zucken, und setzte seine Lektüre fort.

Fabian fuhr wieder in die Höhe, ein Name war ihm in den Sinn gekommen. In einer Buchhandlung ließ er sich einen Adresskalender geben, aber er fand nur vier Tubets: einen Beamten im Marineministerium, einen Konditor, eine Witwe und einen Panoramabesitzer. Da begriff Fabian, daß alles aus war, und er erstarrte innerlich. Es war nichts mehr zu tun. Er konnte abreisen. Indessen ging er doch in das Konsulat, um die Sache anzumelden; aber als er Maggies Signalement angeben sollte, war er erstaunt, zu sehen, daß er ihr Gesicht nicht mehr ganz klar vor sich hatte.

Es wurde Mittag, und die großen Verkehrsstraßen füllten sich. Automobile, Compés, Cabs, Mailcoaches, Fahrräder brausten in einem endlosen Strom vorbei. Trompeten, Glocken und Stuscherrufe kreuzten sich. Hier ein rotgekleideter Megergroom, dort ein Klubmann mit krummem Rücken und Vogelprofil. In einem Augenblick bekam Fabian ein Lichtbild von Paris, so wie er es sich gedacht hatte, aber es erlosch gleich wieder, und alles das trieb an ihm vorbei wie von einem Lufthauch bewegt. blieb auf der Melibant und pflanzte sich nicht in das Gehirn fort. Es ging ihn nichts an. Er hatte nur einen einzigen Gedanken: Maggie. Mein Gott, was war aus ihr geworden? Fort gespült, ertrunken in diesem Meer. Ein Ruf vielleicht, den niemand hörte. Und er hier mit gebundenen Händen, ohne das mindeste tun zu können. Plötzlich erinnerte er sich an ein kleines Café, von dem sie geschrieben hatte, und wo sie zuweilen zu frühstücken pflegte; vielleicht konnte er dort etwas über sie erfahren. Er sprang in eine Droschke und rollte eine Stunde lang vorwärts. Als er ans Ziel kam, war er ebenso klug wie zuvor. Niemand wußte etwas.

Hungrig und aufgerieben ging er in ein Duvalrestaurant und aß zu Mittag, zwischen zwei Ellbogen eingeklemmt, die seinen Teller kniffen. Es war jetzt Abend. Als er wieder auf dem Asphalt stand, waren alle Lichter erloschen. Die Häuser sprühten Flammen. Und ganz hoch oben auf den Dächern leuchteten und erloschen in Weiß und Rot die elektrischen Annoncen einer Lebensversicherungsanstalt, einer Haartinktur, eines Apéritiv. Die Wagenlaternen tauchten auf wie Sternschnuppen. Levis ging Gasse auf, Gasse ab. — Was soll ich Eva sagen, wenn ich heimkomme, dachte er. Ein paar Damen kamen von rückwärts und

faßten ihn eine an jedem Arm. Er riß sich los und hörte ein paar Schimpfworte, die er nicht zu deuten versuchte. „Und hierher habe ich gewollt,“ fuhr er fort, mit sich selbst zu sprechen. „Ich gehe ja mitten in einem Traum herum, und ich sehne mich zurück nach zwei kleinen Zimmern in Stockholm. Du bist ein undankbarer Mann, Fabian Levis.“

Aber sie war nicht mehr in diesen Zimmern, erinnerte er sich wieder. Sie war vielleicht irgendwo in all dem Schwarzen und Lichterfüllten rings um ihn, jemand hatte sie mit sich geschleppt, sie war verloren, verloren — und er fühlte, daß er weinte. Plötzlich tauchte Tubet wieder vor ihm auf. Er bekam einen Anfall, so daß seine Zähne aufeinanderstießen. Wenn dieser Mann jetzt hier auf dem Trottoir stünde, er würde auf ihn zustürzen und ihm einen Stockhieb übers Gesicht geben, so daß das Blut strömte, ihn zu Boden werfen, auf ihn treten. Und am nächsten Morgen würden sie sich im Walde von Fontainebleau duellieren. Er, Fabian, würde ihn niederschleichen wie einen Hund, aber er selbst würde an der einen Schulter verwundet werden, und man würde ihn ins Spital bringen, und da würde er Maggie treffen — als Krankenpflegerin. Und sie würde ihn pflegen mit ihren weichen Spiel fingern und ihn lieben, und wenn er gesund wurde, würden sie nach Hause reisen und heiraten. — Oder er würde vielleicht im Duell fallen und in die Morgue kommen — aber wie sollte er dann Maggie treffen? . . .

Er zuckte bei einem Windstoß zusammen, der ihm die letzten Blätter eines Boulevardbäumchens ins Gesicht wehte. Ach bin derselbe geblieben, dachte er bitter. Ohne es zu wissen, war er nach Montmartre gekommen, und als er nicht in einer kleinen Mueipe sah, trat er ein. Es waren eine Menge Leute da, die Luft war dick von Speisendunst und Tabakrauch. Eine Gruppe Künstler in abgestoßenen Zantblusen, mit langen Haaren, die Enden der Flor-krawatten über die Schulter geworfen, waren mitten in einem Disput begriffen, und die Schatten ihrer gestikulierenden Arme huschten im Feuerchein wie Flügel über die Wände. In einer Ecke saßen zwei Studenten mit langen Pfeifen im Munde und spielten Domino. Eine kleine, weißgeschminkte Dame mit einem Siaporal zwischen den Fingern saß da und sah zu. Als Fabian Platz nahm, kam sie ohne weiteres zu seinem Tisch hinüber.

„Sie sehen so traurig aus,“ sagte sie.

Fabian ließ zwei Glas Bier kommen, und sie stießen miteinander an. Er war froh, daß sie dasaß, und in der Sehnsucht zu sprechen, jemand zu haben, der ihm zuhörte und der wenigstens sah, daß er litt, begann er alles hervorzustottern, warum er dasaß, wie er gequält hatte und wie unglücklich er sich fühlte. Sie nickte zwischen den Zügen an ihrer Zigarette schweigend.

„Und ich liebte sie, aber sie liebte mich nicht. Nein, sie liebte mich nicht. Sie war so weiß. Sie hatte ein braunes Mal, ein Muttermal unter dem rechten Ohr“ — er suchte nach Worten und fand die unrichtigen. „Und jetzt bin ich allein, und niemand macht sich etwas aus mir. Sie machte sich auch nichts aus mir, aber weil ich sie liebte, so war es, als wenn sich jemand etwas aus mir machte. . .“

Er verstummte plötzlich. Die kleine Dame schloß mit weichen Augenlidern unter der Schminke. Da ging Fabian Levis. Er ging gerade hinaus in die Dunkelheit und grübelte über sich selbst. Der Menschenstrom war verschwunden, die Lichter in den Läden erloschen.

Das Nachtleben begann. Die Typen wurden schärfer, und alle Karikaturen der Not und des Verbrechens glitten wie ein böses Schattenbild an ihm vorbei. Ein zerklümpter Mann fiel auf eine Bank nieder, ein Lachen schnitt messerscharf durch sein Ohr. Die Bruchstücke eines Liedes künften aus einem Nachtcasé. Er weckte einen Droschkenführer; und durch Wintergäßchen, in denen zwischen Aneipen und kleinen verschlossenen Handwerkerläden die Minusteinatmosphäre hing, rollte er heim in sein Hotel.

Am nächsten Morgen saß er im Zug. Er fuhr von seinem Traum fort, der eigentlich zwei Träume war, und es dünkte ihn, als hätte er all sein Lebtage nichts anderes getan, als von einem Traum in einen anderen zu fahren. Er begriff, daß sein Ruf nach dem Leben nur ein Ruf nach Phantasie war. Die äußere Wirklichkeit hatte für ihn nur als Stoff für Gedanken und Einbildungen Bedeutung. Sowie die Verwahnung in ihm zu stagnieren drohte, griff er nach neuem Brennstoff, nach Menschen und Büchern, und wenn sie ihm geschenkt hatten, was er wollte, schlenderte er sie fort. Taber die Hitze und Stille seines Weisens, die ihn selbst erschrecken konnte. Er war kein richtiger Mensch, wohl von Anfang an verpfuscht. Zuweilen hatte er das Gefühl, als trüge er auch ein innerliches Gebrechen mit sich herum, dessen er sich schämen müsse.

Tubet war Maggie bald verbraucht wie alles andere. Er hatte sie in Gedanken beisehen, nun konnte er sich wieder losdenken. Ein neues Gesicht, erdichtet oder nicht, würde aufstehen und ihn eine Zeitlang fesseln, vielleicht noch eines, aber sie würden bleicher und bleicher werden und sich immer rascher verweihen. Und soachte würde er in jenes Dämmer gleiten, das das Alter als Vortruppe der Dunkelheit vorausschickt. Aber damit würden auch alle die Zehnworte, die er sich selbst gab, als sinnlos verstummen. Er hatte sein Leben in der einzigen Weise gelebt, in der er es leben konnte.

Fabian sehnte sich alt zu werden, und fürchtete sich zugleich davor.

Das Waggengeräusch bekämpfte seine truben Gedanken nicht, und die Landschaft vor dem Compéseniter konnte das Ganze nur wenig verbessern. Die Zabrillchorntöne Westfalens, die Heidekreden Brandenburgs, mit einer Farbe, wie nasser Schnupftabak. Auf Zealand kam der erste Schnee, und das brachte etwas Leben. Er dachte nicht mehr daran, was er Eva sagen wollte; es war nicht notwendig, etwas zu sagen, sie würde es schon verstehen, wenn er nur zur Tür hereinkam.

Und sie verstand es.

An der Dämmerung, die früh in das enge Gäßchen einfiel, saß er ein paar Tage später in der kleinen Stube, nach der er sich seit dem Abend auf dem Boulevard geföhnt hatte. Eva hatte gefragt, und er hatte geantwortet, und dann herrschte Schweigen zwischen ihnen. Er hörte nicht, daß sie weinte. In der Wohnung über ihnen spielte eine Kinderhand eine Melodie aus der Geisha, und eine Strazentahn Klingelte an der Ecke der Leguergasse. Frau Brandel entzündete die Lampe, und Fabian sah die Photographie Maggies an und hörte im Geiste ihre Worte, den Tonfall, alles: „Wenn ich eine berühmte Künstlerin werde, so eine, deren Namen man in so großen Buchstaben druckt, dann reisen wir nach Italien. . .“

„Aber Professor Tubet?“ fragte Eva plötzlich. Sie hatte ihn ganz vergessen.

Fabian sah fort.

„Es hat gar keinen Professor Tubet gegeben,“ sagte er und stand auf, um zu gehen. —

Ergänzungen von Sinnesindrücken. Viel erzählt ist die Anekdote von dem Stapelmeister, dem an einer besonders idyllischen Stelle die Mäher immer nicht leise genug bliesen, bis sie endlich nur noch so latein, als ob sie bliesen, worauf der Stapelmeister sie lobte, aber mit der Bitte, diese Stelle bei der Aufführung doch noch ein wenig leiser zu nehmen. Man braucht dabei durchaus nicht an einen halbtauben Stapelmeister zu denken; vielleicht kann gerade einem recht hellhörigen Musiker ein solches Hineinhören dessen, was er sich denkt, in die Wirklichkeit unterkommen. Er hat ganz einfach eine Lücke innerhalb einer größeren Menge von Sinnesindrücken aus seinen plastischen Bildern heraus ergänzt.

Nehmen wir irgendein Mohrgeflecht, wie es etwa zu Matten oder zu Rohrstühlen verwendet wird, breiten über dessen Mitte ein Stück schwarzen, undurchsichtigen Samt und begeben uns mit diesem Objekt in eine dunkle Ecke des Zimmers. Dann werden wir die freigebliebenen Stellen des Flechtmusters noch einigermaßen deutlich sehen. Wenden wir aber auf den in der Mitte liegenden Samt, so ist es uns, als leuchteten durch ihn wiederum die gleichen Linien des Musters durch, wie wenn wir ein überall unbedecktes gleichmäßiges Flechtwerk vor uns hätten. Auch hier hat die Phantasie, allerdings unter dem Eindrucke dessen, was gleichzeitig vor unseren Augen steht, eine Lücke in den Sinnesindrücken naturgetreu ergänzt.

Ähnlich ist es mit den mannigfaltigen psychologischen Spielereien, bei denen wir das Muster einer einfachen, völlig ebenen Zeichnung in kräftigen plastischen Formen und unter Umständen bald in der einen, bald in der anderen Weise sehen. Würfelmuster, Treppennuster und dergleichen erwecken in uns den Eindruck, als sähen wir wirklich Würfel oder eine Treppe vor uns, und zwar sehen wir je nach der Lenkung unserer Aufmerksamkeit die nachgebildeten körperlichen Objekte bald von der einen Seite, bald von der anderen. Schließlich ist es mit allen flachen Zeichnungen und Malereien ebenso: wir sehen mit unserem Gesichtssinne nur Linien und Flächen, ergänzen sie aber zu körperlichen und „plastischen“ Figuren.

Nicht nur Gesichtssinn und Gehörsinn spielen solche Spiele. Ebenso wie wir in das gleichmäßige Ticken einer Uhr oder in das gleichmäßige Rollen eines Eisenbahnzuges Rhythmen hineinlegen können, bald diese, bald jene — bald unwillkürlich und bald willkürlich; ebenso können wir es auch mit Tastsindrücken machen. Klopft uns jemand oftmals hintereinander und ganz gleichmäßig auf die Hand oder auf die Schulter, so wird es uns bald nicht schwer, auch da hinein Rhythmen zu phantasieren.

Ganz besonders interessant sind auf allen Sinnesgebieten solche Fälle, bei denen wir gar nicht anders können, als eigene Bilder oder Gebilde in die Wirklichkeit hineinragen. Längst bekannt ist das Experiment mit dem Kügelchen zwischen den Fingern. Rollen wir ein solches zwischen unseren regelrecht nebeneinanderliegenden Fingern hin und her, so spüren wir eben das Rollen einer einzigen Kugel. Kreuzen wir jedoch zwei Finger so, daß die einander sonst abgewendeten Ränder der Finger nunmehr einander zugekehrt sind, und rollen wir jetzt die Kugel zwischen diesen gekreuzten Fingern hin und her, so spüren wir deutlich zwei Kugeln rollen, und diese Erscheinung unseres Tastsinnes läßt sich durch das klarste Sehen und Einfsehen, daß nur eine einzige Kugel rollt, nicht überwinden.

Verfolgen wir solche Beispiele, so geraten wir in das weite Feld der „Einbildungen“ hinein, wie sie unser ganzes praktisches Leben durchziehen und uns von den lieben Mitmenschen oft so ärgerlich zum Vorwurfe gemacht werden. Es handelt sich dabei nicht etwa um die Fälle, in denen beispielsweise bei einem verderbten Magen alles bitter schmeckt, und auch nicht um solche Fälle, wie daß uns nach dem Genuß einer bitteren Speise etwas nur wenig Süßes sehr süß vorkommt — Erscheinungen, die rein sinnlich zu erklären sind, zum Teil durch sogenannte Nachbilder und Nebenbilder. Aber wenn wir z. B. heiß und fest der Meinung sind, jemand könne ausgezeichnet kochen, dann schmecken uns seine Speisen leicht doppelt so gut, wie sie in Wirklichkeit sind. Nicht nur, was man wünscht, glaubt man gern, auch was man fürchtet und was man liebt und was man sonst mit seinem Gefühl erfaßt, das gibt uns Gelegenheit, in sinnliche Eindrücke etwas hineinzufragen, was nicht in ihnen liegt.

Wir gehen auf der Straße und sind beinahe sicher, daß wir einen Bekannten treffen werden, oder wir möchten ihn gar zu gern treffen. Da erscheint bald irgendein fremdes Gesicht in den Formen des uns bekannten Gesichtes. Auch hier haben wir

Sinnesindrücke in mehr oder weniger deutlicher Erscheinung, durch die uns bekannten Züge ergänzt.

Damit eröffnet sich uns das Gebiet der sogenannten „Illusionen“. Namentlich dort, wo wie in jener dunklen Kammer die Objekte nur in ungeschärften Zügen zu unserem Auge gelangen, wird das Eigenleben unserer Seele mehr oder weniger lebhaft tätig und trägt Gebilde in das Gesehene hinein, die nicht darin liegen. Das flatternde Stück Wäsche wird zu einer menschlichen Gestalt, und die Nebel über den Wiesen und Wässern gestalten sich uns zu mythischen Figuren.

Das sind andere Erscheinungen als die, bei denen die leiblichen Vorgänge in einem Sinnesorgane zu sogenannten subjektiven Empfindungen führen. Was wir beispielsweise im geschlossenen Auge vor uns sehen, ist gewöhnlich nicht das Hineintragen unserer Gefühle oder Gedanken oder Phantasien, sondern ein davon unabhängiges Leben und Weben des Sinnesorgans selbst. Doch auch hier kann ebenso wie mit den Gesichtsbildern der Außenwelt die Eigenkraft der Seele ihr Spiel treiben. Nicht jedem ist es gegeben, die merkwürdigen Streifen und Ringe und flammenähnlichen Gebilde oder dergleichen, die er bei geschlossenem Auge oft in lebhaftem Glanze vor sich sieht, willkürlich zu verändern; wer es aber doch kann, den erfreuen erst recht diese „phantastischen Gesichtsercheinungen“, wie sie einen Goethe und Johannes Müller (der über sie 1826 ein wunderbares Buch schrieb) erfreut haben.

Manchmal möchte man dabei allerdings an seiner menschlichen Freiheit verzweifeln. Viele von diesen Erscheinungen sind so, daß wir von ihnen nicht loskommen, auch wenn wir ihre „Unrichtigkeit“ mit unserem übrigen Wahrnehmen und Denken unzweifelhaft erkennen. Auf der anderen Seite aber ist es für uns doch tröstlich, einzusehen, wie sehr das seelische Leben als solches mit seinen angeborenen oder erworbenen Eigenkräften in das niedrige, wenn auch noch so reizvolle Gebiet des Sinnenlebens umgestaltend eingreifen kann. — h. s.

Dampf als Wärmeschutz. Unter den „Gottesurteilen“, durch die man in früheren Zeiten Schuld oder Unschuld des eines schweren Verbrechens Angeklagten feststellen zu können glaubte, befand sich auch eines, bei dem dem Angeklagten aufgegeben wurde, die unbekleidete Hand oder auch Hand und Arm in eine feurig-flüssige Metallschmelze zu stecken und wieder herauszuziehen; wurde der in Verührung mit dem glühenden Metall gebrachte Körperleil verbrüht, so glaubte man darin ein göttliches Zeichen dafür zu erkennen, daß der Geprüfte des ihm vorgeworfenen Verbrechens schuldig wäre, blieb er unverletzt, so sah man darin das Gotteszeichen seiner Unschuld. Man braucht nicht zu denken, daß, wenn die Probe ohne Betrug oder Taschenspielerkünste vorgenommen wurde, unter allen Umständen eine Verbrennung eintrat; im Gegenteil. Eigentlich muß der in das Glutbad gesteckte Körper immer unbeschädigt bleiben. Denn stets befindet sich auf unserer Haut eine häufig allerdings kaum bemerkbare Schicht von Schweiß, und wenn diese mit der hohen Temperatur des Metalls in Verührung kommt, verdampft sie und bildet eine Schutzhülle für die Haut, so daß diese selbst nicht mit der Glut in Verührung kommen, ja auch deren Wärme nicht an die Haut geleitet werden kann, eine Verbrennung oder Verbrühung also ausgeschlossen ist. Nur wenn durch Zufall oder, um den Angeklagten schuldig erscheinen zu lassen, mit Absicht Substanzen in die feurige Flüssigkeit gemischt sind, die nicht so sehr warm sind, wie diese selbst, z. B. Sandkörnerchen oder Steine, so wird an den Stellen, wo solche die Haut treffen, der Schweiß nicht sofort verdampft, der mehr oder weniger heiße Stoff berührt die Haut direkt, und dann wird diese verbrannt. In Erzschmelzwerken machen heute Arbeiter das alte Gottesurteil zum Scherz vor Besuchern nach, indem sie Finger oder Hand in die glühende Metallmasse stecken und unverbrannt wieder herausziehen; dabei achten sie allerdings sorgfältig darauf, daß sie nicht etwa Schlackenreste oder andere weniger heiße Stoffe berühren, denn dann würden sie böse Verletzungen davontragen. Ein physikalisches Experiment demonstriert das alte scheinbare Wunder des Gottesurteils, ohne daß für einen Menschen irgendeine Gefahr dabei entstehen könnte. Eine Metallschale wird über einer Flamme stark erhitzt und dann ein Wassertropfen auf die Schale gegossen. Statt daß, wie man vielleicht meinen möchte, der Wassertropfen auf dem heißen Metall sofort aufzischend verdampft, sieht man ihn längere Zeit hindurch auf der Schale hin und her rollen; dabei wird der Tropfen allerdings kleiner und kleiner,

bis er allmählich verschwindet. Auch hier verdampft der untere, unmittelbar das Metall berührende Teil des Wassertropfens, und diese Dampfschicht bildet ein Kissen oder Polster, das den flüssigen bliebenen Teil des Wassertropfens vor jeder Verührung mit der Hitze der Schale bewahrt, und an dem dieser in geradzogen Bewegungen einherrollt wobei dann nun immer andere Flächen von ihm mit dem Metall sich berühren, immer neue Wasserteilchen verdampfen, bis schließlich der ganze Tropfen in Dampf umgewandelt ist. Vor ganz kurzer Zeit wurden nun wissenschaftliche Beobachtungen gemacht, die es ermöglichen, ähnliche Versuche anzustellen, bei denen keine Schwierigkeit zu überwinden und keine unangenehme Mittel heranzuziehen sind; man braucht dazu nur eine Glasscheibe, etwa wie sie in Photographierahmen angebracht werden, mit etwas Gips. Der Gips wird mit Wasser zu einem Brei angerührt und etwas davon auf die Mitte der Glasscheibe gebracht, wo der Brei bald so fest wird, daß man ihn nicht mehr von dem Glas ablösen kann. Wenn nun die Scheibe ein wenig aber eben nur ein wenig, erwärmt wird, so läßt sich die Gipschicht sehr leicht von dem Glase abtrennen. Wird die Erwärmung etwas gesteigert, aber keineswegs bis zu großer Hitze, so gleitet der Gips ganz von selbst, also ohne daß man ihn mit der Hand zu verschieben braucht, auf der Glasscheibe hin und her. An den Gips ist nämlich stets, auch wenn er ganz ausgetrocknet erscheint, etwas Wasser chemisch gebunden; aber diese chemische Bindung ist nur locker, es bedarf nur einer geringen Erwärmung, um etwas Wasser herauszuziehen zu lassen, das sich zwischen Gips und Glas lagert, und dessen Anwesenheit genügt, die Gipschicht ohne Anstrengung von der Glasfläche abzuheben. Wird dann mit der Erwärmung fortgefahren, so geht ein Teil des ausgetretenen Wassers in die Dampfform über. Im allgemeinen freilich muß einer Wassermenge, die man verdampfen will, eine große Menge Wärme zugeführt werden, um sie auf Siedehitze zu bringen, und dann noch sehr viel Wärme, um das heiße Wasser in Dampf überzuführen, bei dem Gipsversuch bedarf man aber viel geringerer Wärmezuführung. Die Wasserentziehung aus dem Gips ist nämlich, wie schon gesagt, ein chemischer Prozeß; an chemischen Prozessen wird nun im allgemeinen entweder Wärme verbraucht, oder es wird bei ihnen ohne weiteres Wärme frei. Die Wasserabspaltung aus dem Gips gehört zu denjenigen chemischen Vorgängen, bei denen Arbeit oder Wärme, die vorher nötig war, das Wasser dem Gips zuzuführen, wieder frei wird, und die so freigewordene Wärme reicht hin, das ausgetretene Wasser bei nur mäßiger Wärmezuführung von außen zu verdampfen, und dieser Dampf bildet nun, gerade wie bei dem Versuch mit der Metallschale, ein Polster, auf dem der Gipskuchen an dem Glase dahingleitet. — h. g.

Silben-Rätsel.

arm, agt, cur, dort, ei, eis, erz, feid, haiz, hut, inn, loch, valn, rand, stein, tuch, wald.

Diese 17 ein-silbigen Worte sind so untereinander zu stellen, daß ihre Anfangsbuchstaben eine Forderung der preußischen Sozialdemokratie nennen.

Auflösung des Diagonal-Rätsels.

A	E	S	B	N	D	E	R
A	M	B	E	N	D	M	N
R	M	E	P	E	M	L	E
M	N	E	S	R	M	N	D
G	E	M	M	M	N	E	M
R	L	M	N	G	L	D	E
P	M	N	N	E	L	L	E
R	M	N	L	S	P	P	E

(Die Auflösungen der Rätselaufgaben erfolgen in der nächsten Rätselnummer. — Die Namen der Rätsellöser werden nicht veröffentlicht.)

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!